

hundert Lokale für homosexuelle Männer und etwa dreißig für lesbische Frauen machten damals Berlin zum mondialen queeren Pol. Der Tänzer Sebastian Droste aalte sich mit seiner Partnerin Anita Berber nackt vor Publikum. Androgynie war schick, Zwischenstufen zwischen Mann und Frau nicht ungewöhnlich: »Riesige Männer mit Brüsten wie Frauen und weiblichen Gesichtern« werden beschrieben.

Gleichzeitig steht die Zeit zwischen den Kriegen auch für berufliche Emanzipation: Frauen in der Metzgerschürze, Frauen als Boxerinnen, Frauen in allen Männerdomänen. Das führte zu Klagen, wie die des Journalisten Axel Eggebrecht, der damals schrieb, man wisse gar nicht mehr, was einen erwarte, wenn man ein Gespräch mit einer Frau begänne. Jeder Flirt gleiche einem Himmelfahrtskommando mit unabsehbarem Ausgang, weil die sogenannte Emanzipation die Frauen unberechenbar gemacht hätte. (Voila). In einem anderen Kapitel lässt der Autor uns an der Arbeit der »Fräuleins vom Amt« teilhaben. Das Aufkommen des Fernsprechers und die Vermittlung von Gesprächen zwischen den Teilnehmern liest sich höchst unterhaltsam. Man ist amüsiert angesichts der heutigen Kommunikationsmöglichkeiten.

Natürlich beschäftigt sich Jähner auch mit der Politikgeschichte jener Zeit und ist überrascht, wie viele Menschen sich 1925 mit Herz und Verstand zur Demokratie bekannten. Er macht das anschaulich an den Trauerfeierlichkeiten für den toten Reichspräsidenten Friedrich Ebert, der nach seinem Tod in Potsdam aufgebahrt und in einer feierlichen Prozession durch das trauergeschmückte Berlin gefahren wurde, ehe er mit mehreren Zwischenstopps, Feiern und Ansprachen in einem Sonderzug zum Geburtsort Heidelberg gebracht wurde, wo er schließlich auf dem Bergfriedhof seine letzte Ruhe in einem Ehrengrab gefunden hat. Jähner beendet den Höhenrausch im 14. Kapitel, in dem sich Jubel mit Terror vermischt. Seine lapidare Bemerkung: »Die Demokratie schafft sich ab!« Diesem Kapitel wünscht man alles andere als ein Déjà-vu. Doch angesichts vieler Parallelen zur heutigen Zeit darf man als Leser

durchaus nachdenklich werden. Insofern hat Harald Jähner mehr als ein »Geschichtsbuch« geschrieben. Die Signale sind für jeden, der sie verstehen will, klar verständlich. Menschen mit müden Augen werden möglicherweise die Information schätzen, dass es zum gedruckten Buch auch ein Hörbuch gibt. Erschienen bei argon hörbuch. Gelesen von Frank Arnold bietet es auf 2 MP3-CDs eine ungekürzte Fassung, ca. 15 Stunden.

Reinhold Fülle



Die Werkbundsiedlung am Weißenhof. Vom Neuen Sitzen und Gestalten

Eine Publikation des Deutschen Werkbunds Baden-Württemberg. Hrsg. von der Stadtgruppe Stuttgart. avedition Stuttgart 2022. 110 Seiten mit 120 Abbildungen, Broschur 24,- €. ISBN 978-3-89986-386-4

Mehr als Stehen, Laufen oder Liegen ist das Sitzen eine menschliche Grundhaltung, über die es länger nachzudenken lohnt, mindestens, wenn dazu Möbel benutzt werden. Und nicht selten wirken Sitzgelegenheiten eher wie solitäre Objekte, wie Ergebnisse ambitionierten kreativen Schaffens, nicht um schlicht den Körper zu entlasten. Wobei diese Funktion für den niederländischen Designer und Architekten Mart Stam zentral war, als er für seine schwangere Frau einen Stuhl aus Gasrohren zusammenschraubte und ein Holzbrett auflegte: So soll laut einer legendären Geschichte der »Freischwinger« in die Welt gekommen sein. Das war im November 1926, als Le Corbusier, Mies van der Rohe und Mart Stam sich über die Möblierung der gerade im Bau befindlichen Werkbundsiedlung am Weißenhof unterhielten. Bei der

Eröffnung der Ausstellung im Jahr darauf waren tatsächlich in zwei Wohnungen, denen von Mart Stam und Mies van der Rohe, Stühle ohne Hinterbeine zu bestaunen, die sich freilich optisch und in ihrer Bequemlichkeit stark unterschieden. Woher die Inspiration letztlich kam – ob von Auto- oder Flugzeugsitzen oder von neuen technischen Möglichkeiten auskragender Konstruktion oder ob es einfach in der Luft lag – kann kaum mehr geklärt werden. Erste Stühle mit zwei Beinen aus Sperrholz hatten die Brüder Heinz und Bodo Rasch bereits 1926 gebaut, ein ähnliches Modell gehörte dann auch zur Ausstattung von Peter Behrens. Und schon Ende 1925 war auf einer Ausstellung von Bauhaus-Arbeiten in der Kunsthalle Dessau der Prototyp des späteren Wassily-Fauteuils, damals Clubsessel genannt (entworfen von Marcel Breuer), zu sehen gewesen. In einer von Stuttgart ausgehenden Wanderausstellung »Der Stuhl« wurden ab 1928 mehrere Stahlrohrstühle präsentiert, ebenso in den beiden gleichnamigen Büchern von Adolf G. Schneck und den Brüdern Rasch.

Wie die Geschichte von den Stühlen beziehungsweise »Vom Neuen Sitzen und Gestalten« weitergeht, wie die Hersteller (später Thonet und Knoll) mit dem Erbe umgehen, wie die Klassiker sich veränderten und natürlich, in welchem zeit- und kulturhistorischen Kontext sich die ganze Entwicklung bewegt, das alles kann man nachlesen. Sie bildet das Zentrum der zweiten Publikation der Reihe »Weißenhofhefte« (nach dem ersten mit dem Titel »100 Jahre zeitnah«), in dessen quadratischen etwas über hundert Seiten freilich noch vieles andere Platz gefunden hat. Finden musste, denn die zahllosen Informationen (parallel in Text, Anmerkungen und Bildunterschriften) samt der Fülle an Abbildungen auf zu engem Raum erschweren leider die Lesbarkeit und mindern, bei aller Bewunderung für die ambitionierte Gestaltung, ein wenig die Freude an der Lektüre.

Gleichwohl: Zu entdecken oder wieder zu entdecken sind zudem Richard Herre als Mann der ersten Stunde der Werkbunds-ausstellung, der nicht selber bauen, aber Max Tauts Einfamilienhaus beispielhaft

ausstatten konnte; Werner Graeff als neuer visueller Gestalter und Weißenhof- »Presse- und Propagandachef«; Mia Seeger, deren Karriere als Designerin in diesem Heft angerissen und für die nächste Folge versprochen wird, und schließlich Hans Poelzig, der eher mit Berlin als mit der Stuttgarter Weißenhofsiedlung assoziiert wird – dass auch seine Frau Marlene schon hier aktiv beteiligt war, ist vielleicht eine Neuigkeit, der nachzugehen sich lohnen würde.

Zuguterletzt gibt es noch eine Antwort auf die Frage, wie viel Weißenhof in der Wohnstadt Asemwald steckt und in die Nachbetrachtung mündet, dass Richard Döcker als Architekt zweier Einfamilienhäuser sich in einem Gutachten vehement gegen Wohnungsbauten als »Objekte zur Befriedigung sensationeller Gelüste« aussprach. Glücklicherweise fand er kein Gehör, denn der Asemwald gilt inzwischen seit einem halben Jahrhundert als »gelungenes Beispiel für langlebigen und lebenswerten Siedlungsbau«. Ergo: Suchen Sie sich ein bequemes Sitzmöbel und lesen Sie nicht das ganze Heft auf einmal, sondern immer mal wieder einen Beitrag – das Eintauchen in die 1920er-Jahre hat dann etwas sehr Erquickendes und Anregendes.

Irene Ferchl



Ludwig Uhland. Das Stylisticum

Herausgegeben von Helmuth Mojem und Stefan Knödler. Wallstein Verlag Göttingen 2022. 2 Bände, 914 und 1180 Seiten mit einigen Abbildungen. Leinen mit Schutzumschlag im Schuber 99,- €. ISBN 978-3-8353-5146-2

Zu seiner Zeit war Ludwig Uhland eine der bekanntesten Persönlichkeiten in Deutschland. Sein Grabstein auf dem Tü-

binger Stadtfriedhof trägt lediglich seinen Namen, da – so dachte man damals – jeder seine Lebensdaten kennt. Ende des 19. Jahrhunderts gab es kaum eine deutschsprachige Stadt ohne eine Uhlandstraße. Als Lyriker hatte er seinen Platz neben Goethe und Schiller, seine von Silcher vertonten Gedichte gehörten zum festen Repertoire aller Liederkränze und Gesangvereine. Seine Lieder und Balladen waren »kulturelles Allgemeingut«. Geachtet und geschätzt wurde er im Bürgertum auch als aufrechter Demokrat und liberaler Abgeordneter in der Paulskirche. Wiederholt ehrten ihn Tübinger Studenten mit Fackelzügen, die allerdings eher dem gegen die königliche Regierung opponierenden Politiker galten als dem Hochschullehrer. Seine akademische Karriere war ja nur kurz, von 1830 bis 1832 gerade mal zwei Jahre, denn vom König vor die Wahl gestellt – entweder Landtagsabgeordneter oder Staatsdiener –, entschied er sich fürs erstere und wurde als Professor entlassen.

Inzwischen ist Ludwig Uhlands Ruhm weitgehend verblasst, seine einstige Breitenwirkung völlig verebbt. Es ist, als wäre er »unserer Zeit abhanden gekommen«. Selbst das Ludwig-Uhland-Institut in Tübingen kennen die meisten nur noch als LUI. Lediglich bei Jubiläen wird ab und zu noch seiner gedacht, werden ihm Ausstellungen und Kataloge gewidmet. Allerdings gibt es inzwischen gewisse Bollwerke, die sich gegen das Vergessen stemmen: das Deutsche Literaturarchiv in Marbach, das den umfangreichen Uhlandnachlass beherbergt, und einige an der Tübinger Universität angesiedelte Germanisten und Rhetoriker. Ein Ergebnis fruchtbarer Zusammenarbeit dieser Institutionen war eine 2012 konzipierte große Ausstellung mit einem umfangreichen Katalog zum Thema *Ludwig Uhland Tübinger linksradikaler Nationaldichter*. Aus dem Kreis der damaligen Autoren haben sich nun Helmuth Mojem, Leiter des Cotta-Archivs im Deutschen Literaturarchiv in Marbach, und Stefan Knödler, Deutsches Seminar der Universität Tübingen, Abteilung Neuere deutsche Literaturwissenschaften, zu einem äußerst bemerkenswerten Unternehmen zusammengefunden und sich

gewissermaßen der Wiederentdeckung Uhlands als Hochschullehrer zugewandt. Es mag erstaunen, dass sie sich mit dem »Gelehrten« und nicht mit dem Dichter oder Politiker beschäftigten und sich ausgerechnet jenen Teil seines Wirkens ausgesucht haben, der am wenigsten bekannt ist und beachtet wurde. Doch gibt es gerade in diesem Forschungsfeld noch reichlich Neues und Unbekanntes zu entdecken, wie die beiden Herausgeber in der hier vorliegenden, zwei Bände umfassenden Publikation anschaulich und eindrucksvoll beweisen.

Fünf Semester, bis zu seinem vom König erzwungenen Abschied 1832, lehrte Ludwig Uhland als Professor für deutsche Sprache an der Tübinger Universität. Neben seinen Vorlesungen zur Geschichte der altdeutschen Poesie im Mittelalter, zum Lied der Nibelungen oder zu »Sagen-Geschichten der germanischen und romanischen Völker« bot er in vier der fünf Semester Studenten aller Fakultäten eine Wochenstunde mit »Übungen im schriftlichen und mündlichen Vortrage« an. Zu diesem »Stylisticum« konnten Studenten im Voraus eigene literarische Arbeiten freier Wahl – Gedichte, Essays, Übersetzungen oder sonstige Abhandlungen – einreichen. Auf der Seminarsitzung wurden die Texte vom Autor oder, wenn dieser selbst anonym bleiben wollte, von Uhland bzw. einem Kommilitonen vorgetragen und anschließend von Uhland korrigiert und kritisch rezensiert. Er wollte »die Kunst des Schreibens lehren, nie beckmesserisch, nie magistral, sondern wie ein Handwerksmann im Kreis der Gesellen«, schrieb Walter Jens. Seine ausformulierten Gedanken zu den Texten hatte Uhland stets schriftlich fixiert.

Im ersten Band ihres Werkes haben Mojem und Knödler nun das »Stylisticum« – die Beiträge der Studenten sowie Uhlands sämtliche Besprechungen – in chronologischer Reihenfolge transkribiert, ediert und ausführlich kommentiert. Uhlands Vorlesungsmanuskripte, denn mitunter hat er seine »Übungsstunde« mit allgemeinen Überlegungen zur Rhetorik eingeleitet, sind alle in seinem in Marbach befindlichen Nachlass handschriftlich überliefert. Ihnen liegt dort ein großer Teil der studentischen